

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 31.

Grand Island, Nebr. 7. April 1911 Zweiter (Theil.)

Nummer 34.

## Frühlingmorgen.

Von Paul Rühning.

Goldes glänzt der Hügel,  
Verden steigen auf,  
Und mit feurigem Zügel  
Führt der Gott herauf.

Ueber Feld und Garten  
Liegt noch Morgenluft,  
Blühende Standarten  
Wehen durch die Luft.

Alle Knospen springen.  
Höher schwillt das Herz.  
Näh' und Ferne klingen.  
Aug' geht himmelwärts.

Goldne Blüten sinken  
Nur auf Haupt und Brust.  
Meine Augen trinten  
Höchste Erdenluft.

## Die weiße Schürze.

Skizze von H. A. Douflic.

„Was mich an diese Kammerjofenschürze erinnert,“ erzählte Professor Bernon mit leisem Anflug von Melancholie, „nun, das steht in Verbindung mit einer der tiefgehendsten Erregungen meines Lebens.“

Ich bin von einer früh verwitweten Mutter, die jedoch energisches Geistes war, erzogen worden, sie hatte das der väterlichen Hand entfaltete Steuer ergriffen und unsere kleine Barke so geleitet, daß sie dieselbe dem Hafn, das heißt meinem Doktorat, dem Gegenstand unseres gemeinsamen Eheganges, zuführte.

Es war für uns zwei ein hartes Stück Arbeit, dahin zu gelangen; nicht bloß, daß wir aller Vergnügungen entzogen waren, auch der nurende Magen kam bisweilen zu kurz. Dabei war meine Jugend von allen nur möglichen Arten des Heißhungers geplagt. Klagen hätten mir aber schlecht angefallen: meine Mutter gab mir das Beispiel.

Von Frauenseite einer jener mühtigen Emigrantinnen entstammend, die mit nichts anderem, als dem Einsatz ihrer Person allem Mißgeschick getrotzt hatten, wäre sie niemals ihrer Herkunft untreu geworden.

Sie war noch jung, als Trauer und Noth über sie hereinbrachen. Um sich ausschließlich ihrem Sohne, seiner Erziehung, widmen zu können, verzichtete sie sofort auf alle weibliche Eitelkeit, löste alle Beziehungen. In diesem Kampfe mühte sie sich ab, wurde über Kopiarbeiten blaß; um ein Dienstmädchen zu ersparen, unterzog sie sich den größten Verrichtungen, dabei bewachte sie ihr vornehmtes, jede Vertraulichkeit fern haltendes Wesen. So nöthigte sie jedermann Achtung ab; mir zuerst.

Noch immer sehe ich sie vor mir mit ihren sorglich geglätteten Schleißen im Haar, dem wollenen Kleide, das ebensowenig Schnitt wie Farbe wechselte, der schwarzseidenen Schürze, dem Abzeichen ihres Ranges, ihrer Auster; nicht einmal im Myrtelium ihrer Küche hätte sie sich hinein gefunden, dieselbe gegen eine vulgäre blaue einzutauschen.

Ihre strengen Züge waren der Spiegel ihres Charakters, welcher das Pflichtgefühl in seiner ganzen Herrlichkeit verkörperte. Ich hätte in ihnen manchmal gern mehr Milde und Hingebung gesehen.

Aber sie war noch in den Anschauungen einer alten Hierarchie groß geworden, welche in der Ehrerbietung den Schlüsselstein der Familie und des Staates sah, weder in Gebärde noch Sprache ließ sie die Vertraulichkeiten zu. Nur Morgens und Abends umarmte ich sie, ohne daß es dabei zu einer jener zärtlichen Aeußerungen, jener kindlichen Liebtosungen gekommen wäre, welche diese spartanische Lebensführung ein wenig gemildert hätten. Kurz, sie sorgte bewundernswürdig für mich, aber sie verzögerte mich nicht.

„Eine Mutter soll nicht der Dienstbote ihrer Kinder sein,“ erklärte sie unumwunden, wenn sie von der Entfaltung mancher Mutter hörte. Ich wußte, wonach ich mich zu richten hatte.

„Sie ist früh ins Gymnasium ging, pugte ich meine Schube,“ hürstete meinen Anzug ab, machte mein Bett; bei der abendlichen Heimkehr mußte ich Kohlen heraufschaffen, was ich als schwere Demütigung meiner jugendlichen Eitelkeit empfand.

Je älter ich wurde, um so weniger sagte mir diese Lebensweise zu, wo Enthaltsamkeit und Dürftigkeit Hand in Hand gingen. Troßdem schnitt ich dabei nicht schlecht ab; das Zurückdämmen heißer Wünsche war für mein Studium von Nutzen, in Ermangelung von Besseren gab ich mich lei-

denhaftlich der Arbeit hin, . . . was mich nicht hinderte, ganz im stillen die begünstigteren Kameraden zu beneiden, welche den Gang der Examina angenehm unterbrachen. Das war aber nicht die Ansicht meiner Mutter.

„Man muß seine Veranigungen mit seiner Börse in Einklang bringen.“ Und sie bewilligte mir von Zeit zu Zeit großmüthig eine kleine Silbermünze.

Uebriqens besaß ich niemals die dreifache Verwegenheit, Einwände gegen diese harte Art der Lebensführung zu machen. Dennoch erollte ich meiner Mutter in Vertennung ihrer eigenen Opfer ein wenig, daß sie mir dieselbe aufzwang. Waren sie denn, genau betrachtet, so groß? Sie fand wenig Geschmack am Verkehr, an Toiletten, fühlte sich vielleicht in ihrer Rolle der beschränkten und eingeschücherten Hausfrau wohl; aber für einen Jüngling meines Alters, mit hellem Kopf, mit Ideen und einer offenen Hand bedeutete das wirklich eine Qual!

Die Folge war, daß ich mir wie ein Opfer ersah!

Als nun die Examina hinter mir lagen, ich mich als Arzt niederzulassen gedachte, da gewährte mir die Mutter den ersten Einblick in unser mageres Budget. Ich war aufs äußerste überrascht und bestürzt. Wie sollte man damit die Kosten der Einrichtung, der Repräsentation bestreiten?

„Ich habe im Hinblick darauf eine kleine Summe zurückgelegt,“ sagte ruhig meine Mutter; „wir werden nur das unbedingt Nothwendige anschaffen, Du wirst Dich aber angemessen austatten können.“

Hierbei sparte sie in der That nicht, ließ mir drei sehr nette Gemächer möbliren, den Wartenraum, das Arbeitszimmer, die Sprechstube; ein ziemlich düsterer Gang grenzte an das durch einen Vorhang abgeschlossene Entree. Die Einrichtung zeigte vornehme Schlichtheit; verschiedene Blaupflanzen, ein oder zwei Stippsfiguren, hübsche Glasarbeiten fügten eine heitere, künstlerische und moderne Note hinzu. Die Sessel waren behaglich, und der alles nöthige Bettzeug in sich fassende Divan wandelte mein Studierzimmer auf Wunsch zum Schlafgemach um. Meine Mutter hatte neben der Küche und dem kleinen Speiseaal ein Schlaf, das eine richtige Zelle vorstellte, für sich behalten. Dort fertigte sie ihre Kopierarbeiten an und wartete auf die Ringelzeichen. Denn, leider! immer war sie es, die öffnete und das genügte, um mir alle Freude zu veragsten.

Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß nicht kindliche Ehrfurcht, sondern menschliche Selbstachtung mich dabei bewegte; ich fühlte mich erniedrigt, war empört, keinen Groom, kein Dienstmädchen, wie meine bescheidenen Kollegen zu haben und erschöpfte alle Argumente, meine Mutter von der unerlässlichen Nothwendigkeit eines dienstbaren Geistes zu überzeugen. Vergeblich!

„Das ist für den Augenblick eine unserer Mittel übersteigende Ausgabe.“ Ich suchte ihr zuzureden, man könne den Bohner aus der zweiten Etage bingen, der sich während meiner Sprechstunden im Vorzimmer aufzuhalten hätte.

„Damit das ganze Haus über uns spöttelt? Nein, lieber mache ich die Arbeit selbst.“

Ein Rein war bei ihr ein Rein; ich mußte zu meinem größten Mißbehagen verzichten und fand eine schwache Vergeltung, dazu eine recht niedrige, in dem Gedanken, daß sie bei ihrem Charakter im Grunde ebenso darunter zu leiden habe wie ich.

Nach und nach stellten sich die Patienten ein. Mein lieber früherer Lehrer schickte sie. . . Sehr feine Leute. . . Aber sie bezahlten nicht sofort, und es ging auch nicht an, ihnen eine Rechnung zu schicken. Da mußte ich wohl der mütterlichen Vorsicht meine Anerkennung zollen. Wie konnten wir ein Dienstmädchen bezahlen und verköstigen, wenn wir selbst mit dem Essen tazen mußten?

Wenn Du erst Mitglied des Instituts bist, wirst Du Dich bei guten Diners schadlos halten,“ meinte meine Mutter philosophisch.

Ich hätte diese zukünftige Berühmtheit gern ein wenig vorweggenommen. Eine reizender kleine Gräfin, die ein sehr lebhaftes, lustiges und geistvolles Wesen war, alle Krankheiten zu haben vermeinte und das Worten durchaus nicht leiden konnte, sagte mir eines Tages mit lachender Miene:

„Meine Hochachtung, Doktor, Sie haben einen wahren Zerberus. . . Und unbestechlich ist er! . . . Ich habe Ihrer Kammerfrau \$1 in die Hand drück-

ten wollen, um, wie es überall üblich, eher an die Reihe zu kommen, und sie hat mir sehr würdevoll erwidert:

„Unmöglich, Madame, der Herr verbietet es.“

„Meine Kammerfrau?“

„Ja, mein Herr!“

Ich wollte den Mund zum Widerspruch öffnen; was mich aber diesmal zurückhielt, hatte nichts mit fasscher Scham zu thun. . . Als meine schöne Patientin ging, geleitete ich sie, statt mich darauf zu beschränken die Thür des Vorzimmers zu öffnen, bis in die Mitte des Ganges, wo ich mich im Dunkel hielt.

Sogleich kam meine Mutter, . . . in weißer Schürze.

„Wissen Sie,“ sagte die kleine Gräfin freundlich, „daß ich Ihrem Herrn Ihr Lob gesungen habe, Sie haben bei ihm einen Stein im Brett.“

Keine Miene regte sich in meiner Mutter Gesicht; als die Tür aber geschlossen war, stand ich erregt, fastungslos, keines Wortes fähig, da.

Mehr als die Mähen langer Jahre, die Entbehrungen jedes einzelnen Tages bewies mir dieses im Grunde unbedeutende freiwillige Opfer das Maß der mütterlichen Zärtlichkeit. . . Ihren Stolz hatte sie für mich preisgegeben. Mein Bericht konnte ihr schmerzlicher sein.

Da ergriff ich, zu Thränen gerührt, ein Endchen ihrer schlichten Schürze, küßte es und sagte leise:

„Verzeih' mir, Mama!“

## Erzählungskunst in China.

Aus der Masse der fahrenden Leute, die in China auf jedem Jahrmarkt, besonders aber im Hofe jedes größeren Tempels, zu finden sind und namentlich nie verfehlen, bei einem Tempelfest zugegen zu sein, den Geomanten, Wahrsagern, Tischenpielern, Ohren- und Zahnärzten, ragt der Geschichtenerzähler thumhoch empor. Alle seine Mitarbeiter stellt er weit in den Schatten mit dem Zudrang zu seinem Platz und besonders mit seiner Bedeutung für die Bildung des Volkes. In Ländern, wo fast jeder Mensch lesen und schreiben kann, können wir uns nur schwer die Bedeutung vorstellen, die der Geschichtenerzähler in Ländern hat, in denen der weitaus größte Teil des Volkes aus Analphabeten besteht, und in denen das Zeitungswesen darum erst in den Anfängen steht, wie in China. Der Geschichtenerzähler ist nicht nur der Erbe der Epiker, der fahrenden Sänger, die von Burg zu Burg, von Jahrmarkt zu Jahrmarkt zogen, sondern auch der Ersatz für die fehlende Zeitung und nicht selten für den Volksredner.

Wer über gute Stimmittel verfügt und ein ausgezeichnetes Gedächtnis hat, woran es dem Chinesen in der Regel nicht fehlt, und vor noch dazu über dichterische und schauspielerische Anlagen verfügt, der darf hoffen, ein guter Geschichtenerzähler zu werden. Es bedarf dazu einer drei- bis sechs-jährigen Schulung bei einem in dem Beruf praktisch erfahrenen älteren Meister. Oft lassen Klostertempel, besonders taoistische, einen jungen Mann zum Geschichtenerzähler ausbilden, der dann in ihrem Dienst sein Gewerbe ausübt und durch seine Erzählungen zur Verherrlichung ihres Heiligen beiträgt. Die technische Ausbildung kann in ihrer Schwierigkeit nicht unterschätzt werden. Denn der Geschichtenerzähler, der von seinem Beruf nicht nur leben, sondern auch auf seine alten Tage ein hübsches Stück Geld zurücklegen will, muß nicht nur über ein erstaunliches Gedächtnis und eine große Beobachtungsgabe verfügen, er muß auch einen scharfen Witz und Hang zur Satire entfalten können, immer verstehen, die Handlung spannend zu halten, sie zu steigern und zum Schluss zu einer befriedigenden Lösung zu führen. Dabei muß er Dichter und Schauspieler in einer Person sein, und es ist höchst ergötzlich, wie er die unscheinbarsten Mittel auf die wertvollste Weise verwendet, um das Interesse zu steigern und seinen Vortrag anschaulich zu machen. Wenn er von tapferen Helden der Vorzeit erzählt, wird er in seinen Gebärden selbst zu dem Helden, der sich verzweifelt gegen die Uebermacht seiner Feinde wehrt oder sie in ihrer Arglosigkeit mit nächstlichem Ueberfall bestreift. Ebenjotig versteht er die zärtliche böse Sieben des Dorfes in Ton und Gebärde nachzuahmen, und das ist seine Kleinigkeit, denn von ihnen wimmeln die Dörfer in China, und fast jeder Ghemann unter seinen Zuhörern vermag hier die Treue seiner Darstellung nachzuprüfen. Alles an ihm ist Leben und Bewegung, und seine Stimme geht bald tief bis zum leisesten Flüstern herab, um dann plötzlich mit Donnergewalt auf die

Zuhörer einzudringen. Der Zopf, der ihm den Rücken herunterhängt, ist dabei niemals in Ruhe, sondern bildet eine höchst ausdrucksfähige ständige Begleitung des Vortrags, die einen Meister wie Wilhelm Busch sicher zu noch ganz anderen Verherrlichungen begeistern würde, als das Mienenpiel der Hofe des guten Herrn Knopp.

Auch der Fächer dient nur dazu, dem Erzähler von Zeit zu Zeit Kühlung zuzufächeln, sondern wird immerfort zur Veranschaulichung des Gegenstandes benutzt. Bald ist er ein Schwert, das auf die Feinde einhaut, bald ein Pinsel, mit dem ein zärtlicher Liebesbrief geschrieben wird, bald wieder der Fächer in der Hand des rechtsprechenden Mandarinen, oder die Flöte, mit der schmelzende Lieder gesungen werden. Aber auch durch rednerische Mittel weiß der Erzähler seinen Vortrag zu würzen. Dieser ist eine reiche Fundgrube für die Sprichwörter, an denen das chinesische Volk so reich ist, wie wenige andere, und die nicht nur mit haarstarkem Verstand eine gründliche Kenntniss des Alltagslebens verrathen, sondern sehr oft auch tief hinabsteigen in philosophischen Fragen und in die verborgenen Falten des Menschenherzens. Vor allem aber muß der Geschichtenerzähler außerordentlich bewandert sein in den Ausfertnern seines Volkes und durch seine Kenntnis von deren Aussprüchen und Lehren seine gute Bildung betunden vor Zuhörern, von denen nicht wenige ebenfalls ihre Klaffter auswendig im Kopfe haben.

Seine Stoffe entnimmt der Erzähler nicht nur geschriebenen und gedruckten Quellen, sondern auch dem Leben selbst, das er auf seinen Wanderfahrten und in seinen Wähen kennen lernt, wie sonst kaum einer. Er erseht die Zeitung, indem er merkwürdige Begebenheiten, die sich in neuerer Zeit in irgendeinem Winkel des weiten Reiches abgespielt haben, darstellt, und er erseht Romane, Novellen und alte Sagenbücher, indem er aus allen Quellen schöpft, die die chinesischen Volk seit vielen Jahrhunderten zu Gebote stehen. Die alte Sagenlage aus der Zeit der drei Reiche ist vielleicht die am liebsten benutzte Quelle und bietet immer wieder Stoff zur Darstellung spannender Kämpfe von Helden und Staatsmännern, von den Schicksalen von Piraten und Räuberbanden, von verwickelten Intrigen und echt ostatischer Verschlagenheit und Grausamkeit. Seltener sind Gespenster- und Geistergeschichten, obwohl auch an ihnen kein Mangel ist, häufiger wieder Märchen mythologischer Inhalts oder ausgezeichnete Tierfabeln. Es fehlt auch nicht an forwärtigen Anspielungen und heißenden Bemerkungen über die Zustände der Gegenwart, die dem Erzähler als konterbaitem Anhänger des Alten selten gefallen. Besonders das Treiben der fremden Teufel wird nicht selten mit bissigen Bemerkungen gezeichnet.

Der Chineser als Zuhörer hat ein sehr feines Verständnis für die Kunstform, und vermag sehr wohl zu schätzen, was ein Vortrag werth ist. Seine angeborene Sparsamkeit würde aber dem Sänger nicht allzu viel Einnahmen verschaffen, wenn er es nicht versteht, die Reugier und den Reiz, die seine Erzählung hervorruft, praktisch zu verwirklichen. Wenn die Erregung und Spannung der Zuhörer den höchsten Grad erreicht hat, wenn alles mit weitaußerirdischen Mündern athemlos schweigt und im nächsten Augenblick die Lösung des Knotens, das Herbrechen einer schauerlichen Katastrophe erwartet, dann macht der Künstler eine Pause und läßt erst einmal seinen Sammelsteller herumgehen, und wenn der nicht gefüllt jurickkommt, dann erzählt er einfach nicht weiter. Meist aber hat er eine gute Ernte und braucht nur selten durch ein gutes Witzwort die Freigebigkeit seiner Zuhörer anzuspornen. Gewöhnlich gehen sie reichlich, und in seinem Alter ist ein guter Geschichtenerzähler meist ein gemachter Mann.

Aus dem Gesezten geht hervor, daß der Geschichtenerzähler für die Bildung des chinesischen Volkes von der allerhöchsten Bedeutung ist. Er ist auch für den Ausländer, der Chinas Volk und Land in seinem wahren Leben kennen lernen will, ein ganz vorzüglicher Lehrmeister. Daß er kein Freund des Neuen und damit der Fremden ist, haben wir schon erwähnt, und auch der Regierung kann er gelegentlich höchst unbehaglich und gefährlich werden, denn schon oft hat ein Geschichtenerzähler die Saat ausgestreut, die nachher in den Thaten einer Geheimgesellschaft oder in furchtbaren Revolutionen aufgegangen ist.

Die Leute, die niemals Zeit haben tun am wenigsten.

## Wie die Menschen heizen.

In Großstädten sieht man meistens bei Neubauten Zentralheizung vor. Ob Luft- oder Wasserheizung, ob dieses oder jenes System, ein jedes hat zur Folge, daß der alte, trave Ofen verschwindet. Ein kurzes Aufschrauben, und warme Luft füllt das Zimmer, ein kurzes Abstellen, und man friert da, wo man vor nicht fünf Minuten unter der Hitze litt. Die Magd braucht nicht mehr mit Holz und Kohle durchs Zimmer zu schlurzen, der Kohlenstaub wird nicht mehr lästig, viel Arbeit wird gespart, aber auch viel Behaglichkeit und ein schönes Stückchen Besesse ist verloren. Nun, so bequem hat man es eben nur in modernen Häusern und in den wohlhabenden Ländern der Welt, anderswo muß man sich anders behelfen.

Wer hat nicht schon einmal von den halb in die Erde gegrabenen aus Eisblöden gebauten Häusern der Eskimos gehört, die sie im Winter bewohnen. Nun, drinnen ist es auch warm, sehr warm sogar, so daß die Inassen halb und ganz nackt darin haufen, aber Ofen in unserem Sinne haben sie nicht. Sie heizen auch, aber mit einer Tronlampe, deren Docht aus Rennertiermoos besteht. Ueber ihr hängt der Knochentest und sie ist auch die allgemeine Lichtspenderin. Freilich, sie allein liefert nicht die Wärme, die menschlichen Körper, b. h. die Lungen der Bewohner helfen täglich mit. Das geht aber nur, weil die äußere Luft abgesperrt ist. Natürlich herrscht ein erspinder Dunst in der Hütte, den ein Europäer nicht ertragen kann. Mitunter sind die Lungen der Menschen überhaupt der einzige Ofen, so z. B. in den Gehöften kleinerer isländischer Bauern. Natürlich ist auch in diesen dürftigen Wohnungen nicht gut weilen.

Die ursprüngliche Art der Heizung ist wohl die mit freiem Feuer. In den Hützelten der Kirgisen oder Tataren glüht ein Häuflein Schilf oder gedörrter Dünger und erzeugt mehr schwellenden, die Augen heizenden Rauch, als Feuer. Nach Sibirien verbannte, die im Disziplinewege zu solch einer Kirgisenhorde geschickt wurden, wissen den Aufenthalt in solchen Zelten nicht schrecklich genug zu schilbern. Bei den Lappen und den wenigen noch existierenden Indianern ist es wenigstens Reifig, das ein Fladerfeuer gibt, und von den Frauen unterhalten wird, und eine ähnliche, immerhin noch recht armselige Heizung findet man mitunter sogar noch in entlegenen irischen Dörfern, wo auf der nackten Erde ein Torffeuer glimmt.

Einen großen Fortschritt bezeichnet es schon, wenn dem Feuer eine erhöhte Stätte, ein Herd, geschaffen wird. Er ist der Mittelpunkt und das Sinnbild des gesitteten häuslichen Lebens. In den Waldhütten Finnlands, im Kaukasus, in den Bergen Spaniens und Griechenlands herrscht der offene Herd, der sich auch noch in Niederfachsen findet. Natürlich hat er hier meist eine Esse, die den Rauch, wenn auch nicht vollständig, ableitet, sehr häufig fehlt aber auch diese, selbst noch auf der Insel Rügen, und dann zieht der Rauch durch das ganze Gemach und Haus, bräunt Wände und Gegenstände und verleiht allen Dingen einen brenzlichen Geruch. Lungen und Augen leiden, und dabei gibt er durchaus nicht einmal gleichmäßige Wärme. Wer diese wünscht, muß sich schon nahe an das Herdfeuer setzen, leidet doppelt unter dem Rauch, versengt sich auf der einen Seite und friert womöglich auf der anderen. Gewöhnlich dieselben Mißstände weist eine veredelte Art des Herdes, der Ramin, auf, den man am meisten in Amerika, England und Frankreich hat. Es ist sich selbst traulich vor ihm, sein fladerndes Feuer ergiebt einen warmen rötlichen Schein ins Zimmer, der auf den Metallgefäßen spielt und es gude sich gut in die Flammen. Aber lange hält man es in seiner strahlenden Wärme nicht aus, ja man muß sich durch Schirme dagegen schützen, sperrt damit aber auch ein gut Teil Wärme überhaupt ab. Und wie der Herd ist er ein arger Verschwender, er verbraucht ein ganz unbehaltmäßig großes Brennmaterial. Da er aber nun einmal sehr hübsch aussieht, so sucht man heutzutage Defen aller Art etwas Raminartiges zu geben, indem man durch Glimmerplatten ihr Feuer sichtbar werden läßt. Das ist natürlich ein klammerlicher Erfab, aber immerhin besser als die Täuschung, die in eleganten Hotels und Wohnhäusern geübt wird. Man heizt dort zentral, aber man legt einen Ramin an, der unten eine Attrappe in Form eines

Reisigbündels hat, die von elektrischem Lichte durch rote und grüne Gläser hindurch erleuchtet wird.

Im Süden spielt naturgemäß die Heizung nicht eine solche Rolle wie bei uns im Norden, aber man kommt durchaus nicht ganz ohne sie aus. Man kann dort recht kalte Wintertage mit Schnee und Eis erleben, und mancher „Nordländer“ hat schon wehmüthig an den daheimgelassenen Pelz, die anderen winterlichen Kleidungsstücke, und vor allem an den braven Ofen gedacht. Da faß er in einem hohen Zimmer mit Steinwänden, Estrichfußböden, bis auf den Boden reichenden Fenstern, den klaffenden Flügelthüren, u. fror, denn zur „Heizung“ dienten nur „Caminos“ und „Braseros“, d. h. auf deutsch: Kämpfe und Becken mit glühenden Kohlen. Diese haben noch größere Nachteile als der Ramin, ohne auch nur einen feiner Vorzüge. Man kann nicht einmal eine Hälfte des Körpers an oder vielmehr über ihnen wärmen, sondern nur stets ein Glied, man schluckt üble Dämpfe, und der schließliche Effekt ist, daß man friert und Kopfschmerzen bekommt. Der Nordländer leidet bei diesem System merkwürdigerweise mehr als der Südländer. Etwas vernünftiger geht es bei den Türken und Osmanen zu, bei denen die Kohlenpfanne („Mangal“) unter einem mit Teppichen umhängten Tisch steht. Da werden wenigstens die unteren Extremitäten der herumstehenden warm gehalten. Die Kohlenpfanne ist auch in Japan zu Hause, und da die Häuser durchwegs aus Holz und Papier hergestellt sind, gehen noch viel mehr durch Feuerbrünne zugrunde, als selbst in der an Bränden reichen Türkei. Die Chinesen, die je nachdem mit Dünger, Holz oder Kohlen heizen, suchen die Stüdgase in ausgestellten Wasserbeden aufzufangen, oder stellen ihre Wärmepfannen unter einen gemauerten Aufbau, Kang genannt, der dann als warme Lagerstätte dient. Natürlich bringt das ausströmende Kohlenoxyd manches Unglück zustande, und während der deutschen Chinaexpedition ist ein hoher Offizier auf diese Weise schmählich umgekommen.

In Rußland ist und in Deutschland war bisher herrschend der Kachelofen, mit dem sich der deutsche Vetter an Größe und raffinierter Ausführung freilich nicht messen kann. Er ist in der That, wenn ein geschickter Töpfer ihn gebaut hat, praktisch und angenehm, ein wirklicher Freund und Wohltäter. Und wenn wir Weiteren auch in noch so schönen Stuben mit noch so raffiniert angelegter Zentralheizung sitzen, wir denken doch mit Wehmuth an den alten Freund aus den Kindertagen, und an die Bratäpfel, die in seinem Rohr zischen, zurüd.

## Die Sicherungsbauarbeiten bei Helgoland.

Als einsame Kluppe im Meer erhebt sich die kleine Felseninsel Helgoland aus den Wogen der Nordsee, das grünroth-weiße Eiland, dessen Besitz den Deutschen so werthvoll erschien, daß sie es 1890 gegen die Abtretung der Hoheitsrechte über Sanstibar von England erkaufte. An Stelle der englischen Batterien ragen heute feste Panzerthürme empor, als wirksamer Schutz deutscher Interessen in der Nordsee. Zum Schutze der Insel und besonders des Hafens und des Seebades hat die Marineverwaltung vor einigen Jahren mit ungeheuren Kosten Schutzwerke ausgeführt; eingespülte Höhlungen wurden mit Mauerwerk und Beton ausgefüllt und an den meisten gefährdeten Stellen aus grohen Granitquadern schwere, bis über Sturmsfluthhöhe aufgeführte Stützmauern errichtet. Diese Sicherungsmahregeln haben sich bei dem jüngsten, außerordentlich heftig aufstretenden Sturm vorzüglich bewährt, und sie werden auch den besonders im Dezember und Januar alljährlich heftig wütenden Weststürmen fernernhin Trost bieten. In einer Länge von mehreren Meilen ziehen sich diese Schutzmauern hin, hinter denen über hundert Torpedoboote ihren Liegeplatz haben. Für die Festigkeit dieser Mauern gewinnen wir einen Maßstab durch die Feststellung, daß solch eine vom Sturm gepeitschte Woge eine ungeheure Kraft entwickelt, deren Druck auf die Quadratyard bis zu 10 Tonnen und darüber erreichen kann, und die genügt, um größere Felsblöcke von mehreren Tonnen Gewicht von der Stelle zu bringen.

Ist Courtschneiden Zeitverlebung? fragt Dorothy Dix. Bei den Mitgiftägern nur, wenn die Geschichte mit einem Korbe endet.